20. Oktober 1935 — Beilage zum Posener Tageblatt — Nummer 242

In freier Stunde

Die Frau vom Heidbrinkhof

Roman von Marie Schmidtsberg

(17. Fortsetzung) (Nachdruck verboten) Drei Quellen-Verlag, Königsbrück (Bez. Dresden)

„Na, ob ihn da wirklich so große Schuld trifft?! So wie ich deine Schwester kenne, wird sie ihm ziemlich weit entgegengekommen sein."

Hanns! Ich bitte dich! Er war ein weltgewandter Großstadtmensch und —"

„Und dein Schwesterlein war lange nicht dumm! Sie hat vielleicht gar darauf spekuliert, Frau Fabrikbesitzer zu werden. Das war natürlich Größenwahn. Alle Männer sind eben nicht so ehrbar wie ich und denken gleich ans Heiraten."

„Hanns!" Margret stand auf; ihre Augen flammten. „Soll das heißen —"

„Das soll gar nichts heißen, Schatz. Reg dich, bitte, nicht auf. Ich wollte nur sagen, daß die ganze Geschichte nicht so tragisch zu nehmen ist. Ein bißchen Leichtsinn —"

„Sie wird ihn vielleicht mit dem Tode büßen müssen."

„Na, so schlimm wird es nicht gleich werden. Du sollst sehen, Unkraut vergeht nicht."

„Hanns! Ich hätte dich nicht für so gefühlsroh gehalten!" rief Margret empört. Sie war bis ins Innerste getroffen. War das ihr Gatte, bei dem sie Trost und Rat hatte suchen wollen? Dieser Mann, der eine ihr persönlich so nahegehende Angelegenheit mit ein paar Worten abtat?

Sie preßte die Lippen zusammen und ging stumm hinaus, um den Kleinen für die Nacht fertig zu machen. Dann kleidete sie sich um und machte sich nach einer kurzen Rücksprache mit der alten Lene auf den Weg zum Krankenhause. Ueberall in der Umgegend leuchteten die Osterfeuer auf und brachten Margret erst jetzt wieder zum Bewußtsein, daß ja Ostern war. —

Der kommende Morgen fand Annemarie nicht mehr bei Bewußtsein. Fritz, der schon früh kam, um nach ihr zu sehen, nahm die schwere Aufgabe mit heim, seine Eltern auf das Unabänderliche vorzubereiten. Gegen Mittag kam dann der Vater, und als er wieder ging, schien Margret sein Gang noch gebeugter als sonst.

Sie wich nicht vom Krankenlager, aber sie mußte ihre ganze Tapferkeit aufbieten, um ruhig und gefaßt zu bleiben. Es war ja die einzige Schwester und ein so junges Blut, das hier unrettbar dem Tode verfallen war. Es war ja kaum zu fassen, und manchmal strich sie über die Augen, um sich zu vergewissern, daß nicht alles ein böser Traum sei.

Hanns rief mittags telephonisch an, und als er hörte, wie es stand, kam er sofort herüber. Er hatte der ganzen Sache gestern nicht viel Wichtigkeit beigemessen, hatte nicht geglaubt, daß sie so ernst sei. Nun war er ehrlich bestürzt. Er entschuldigte sich bei Margret, sagte ihr liebe und gute Worte und bestand darauf, zu bleiben. Er wollte in ihrer Nähe sein. Sie ließ es geschehen in einem Zustand dumpfer Ergebenheit.

— Als die Sonne am Abend des zweiten Ostertages zur Rüste ging, hauchte Annemarie ihr junges Leben aus. In den Armen der Schwester tat sie den letzten Atemzug.

*

„Wer weiß, wozu es gut ist; wieviel Schwerem sie aus dem Wege gegangen ist!"

So predigte Tante Berta in den nächsten Tagen immer wieder ihren Angehörigen, trotzdem ihr selbst das Herz weh tat. Frau Luise war wie von Sinnen. Sie schrie und schluchzte und mußte mit Gewalt von der Leiche entfernt werden. Die anderen zeigten zwar ihren Schmerz nicht so laut und übermäßig, aber sie trugen sicher nicht leichter daran.

Unter Beteiligung der ganzen Umgegend wurde Annemarie Meinhart zu Grabe getragen. Es wurde zwar allerhand über ihre plötzliche Heimkehr gemunkelt, aber die Wahrheit erfuhr niemand.

Frau Luise wollte durchaus dem „Mörder" ihrer Tochter Mitteilung machen, aber Margret riet dringend ab.

„Warum alles noch einmal aufrühren und das Andenken der Toten durch den Staub ziehen?" sagte sie. „Wir ändern nichts mehr dadurch. Nein, Mutter, laß sie in Frieden schlafen."

Die anderen pflichteten ihr bei, und so erfuhr Boomblatt vorläufig nichts von den furchtbaren Folgen seines Leichtsinns.

Und die Zeit eilte weiter; das Leben forderte sein Recht. Es ergab sich ja alles von selbst. Ein kleines Menschlein war da im Meinhartschen Hause, lenkte ab von dem großen Kummer und verbreitete von Tag zu Tag mehr Freude und Sonnenschein um sich.

Auch auf dem Heidbrinkhofe ging äußerlich alles wieder seinen gewohnten Gang. Freilich nur äußerlich, denn innerlich wurde die Entfremdung zwischen den Eheleuten langsam immer größer.

Hanns Heidbrinks Geschäfte mit Justus Langeweg schienen sich endlos in die Länge zu ziehen. Wenn Margret ihm Vorhaltungen darüber machte, ihn an sein Versprechen erinnerte, so gab er ausweichende,

nichtssagende Antworten. Oefter denn je weilte er jetzt außer Hauses; Margret wußte oft kaum, wo. Und mehr als einmal war er erst gegen Morgen sinnlos betrunken heimgekommen. Seine Arbeit vernachlässigte er unter diesen Umständen natürlich völlig. Wenn Margret nicht ihre Augen überall hätte und nicht so tatkräftig zufaßte, so sähe es wohl schlimm aus auf dem Hofe. Aehnlich so wie bei Justus Langeweg, sagte Margret sich oft bitter in Gedanken an die Worte Bremers.

Ueber seine finanziellen Verhältnisse ließ Hanns sie gänzlich im unklaren. schlimmer als das, er machte ihr auch falsche Angaben. Oefter kamen Rechnungen, von denen er erklärt hatte, daß sie bezahlt seien.

„Ich liebe dich so wie du bist!" hatte Margret damals im Rausch ihres jungen Glückes gesagt. Wie ein Glaubensbekenntnis war das gewesen. Aber eines hatte sie dabei nicht bedacht: daß eine Frau wie sie da nicht mehr lieben kann, wo sie verachten muß!

Trotzdem kämpfte sie weiter um den Mann. Bekämpfte seine unselige Charakterschwäche. versuchte ihn aufzurütteln ihn aus den Krallen des Leichtsinns zu befreien Aber sie tat es nicht mehr um ihrer selbst willen, sondern um das Kind. Sollte der Junge sich einst seines Vaters schämen müssen? Sollte er mit Verachtung an ihn denken?

Furchtbar schwer trug Margret an alledem, doppelt schwer. da sie sich niemand anvertraute. Ihr stolzer Charakter litt es nicht. Sie verschloß alles in sich selbst. Aber da drinnen fraß und brannte es und zehrte an ihr. Sie fühlte sich manchmal so müde und matt. so mutlos und verzagt. Aber immer wieder raffte sie sich auf. Es ging ja um alles!

Zu alledem kamen noch die materiellen Sorgen. Die Viehpreise waren so rapid gesunken, ganz besonders die Schweinepreise Und gerade darauf hatte Margret ihre Hoffnung gesetzt. Drüben im Maststall lagen fette Schweine. Die hätten ein nettes Sümmchen ergeben: und nun legte man zu jedem noch Geld zu! Aber das Maß ihrer Sorgen schien trotzdem noch nicht voll zu sein!

An einem Dienstagvormittag war Hanns ins Kreisstädtchen zum Markt gefahren. Trotz Margrets Bitten. doch daheim zu bleiben, weil sich die Arbeit jetzt zur Frühjahrsbestellung so sehr häufte. Es sei auch wichtig, daß man sich über die Viehpreise unterrichte. sagte er.

Gegen Mittag — Margret war gerade in der Küche — kam der Briefträger. Er fragte nach Hanns.

„Mein Mann ist nicht daheim," sagte sie. „Ist etwas Besonderes?"

„Allerdings. Ich muß ihm einen Wechsel zur Zahlung vorlegen. Aber es hat noch bis morgen Zeit. Ich bringe den Auftrag dann auf meinem Bestellgange wieder mit."

Margret starrte den Mann, der etwas nach ihrer Ansicht Ungeheuerliches so ruhig aussprach, entsetzt an.

„Einen — einen Wechsel?" stammelte sie. „In welcher Höhe?" „Achthundert Mark."

„Achthundert Mark!" wiederholte sie mechanisch. „Und wenn er sie nicht bezahlt?"

„Dann muß ich Protest erheben, und die Sache geht ans Gericht."

Mit Aufbietung ihrer ganzen Willenskraft drängte Margret einen Ausruf des Entsetzens zurück.

„Es ist gut," sagte sie mühsam. „Ich werde dafür sorgen, daß mein Mann morgen zu Hause ist."

Der Mann ging mit einem Blick des Mitleids in ihr verstörtes Gesicht.

Wie hingefällt sank Margret auf den nächsten Stuhl. Die Beine hätten sie keine Minute länger getragen, so schüttelte das Entsetzen sie. Allein schon das Wort „Wechsel" bedeutete für sie den Inbegriff einer großen Gefahr. Sie hatte immer gehört, von ihrem Vater und von anderen, daß jeder vernünftige Mensch sich davor in acht nehmen müsse.

Und Hanns hatte Wechsel unterschrieben! Achthundert Mark! Großer Gott, wozu hatte er das Geld gebraucht? Waren das seine Geschäfte? Und woher wollte er diese Summe jetzt nehmen? Was hatte der Postbote gesagt? Wenn er nicht bezahlen konnte, ging die Sache ans Gericht! Und was dann? Was dann? Gott im Himmel, wenn sie doch nur nicht so gänzlich unerfahren in diesen Dingen wäre! Wer konnte ihr raten? Helfen? Zu wem konnte sie sich flüchten in ihrer Not?

Zum Vater? Nein! Nie und nimmer! Er trug schon so schwer genug, und dann — wie hätte sie vor ihm dagestanden! Nein, sie mußte auch dieses allein tragen — wie alles andere. Sie konnte nichts tun als auf Hanns warten! Nichts! Ein Schluchzen drängte sich ihr in die Kehle. Aus dem Wohnzimmer drang das helle Jauchzen des Kindes, das dort unter Aufsicht der alten Lene spielte. Da floh Margret in ihr Schlafzimmer. um eine Weile allein zu sein und um wenigstens äußerlich ihre Ruhe wiederzufinden.

Die Stunden vergingen in qualvollem Warten. Erst gegen drei Uhr kam Hanns heim, allerdings ziemlich nüchtern.

Margret öffnete die Tür zu seinem Arbeitszimmer „Komm, bitte, herein, ich habe etwas mit dir zu besprechen."

Er sah sie erstaunt an. Nanu! Was war das für ein Gesicht?

Drinnen sagte Margret ohne Einleitung:

„Der Briefträger war heute hier und wollte dir einen Wechsel über achthundert Mark präsentieren."

„Teufel!" entfuhr es Hanns unwillkürlich. Er hätte sich vor den Kopf schlagen mögen. Daß er nicht an den Wechsel gedacht hatte! Auf keinen Fall wäre er sonst fortgegangen; Margret hätte es ja nicht erfahren sollen In den nächsten Tagen war noch so ein Ding fällig Er mußte das Geld dafür noch beschaffen. Vorläufig blieb ihm ja nichts anderes übrig, als ein Loch mit dem anderen zuzustopfen!

Er warf sich in den nächsten Stuhl und sah mit schrägem Blick zu ihr empor.

„Na, und? Was ist weiter?" fragte er mit überlegenem Lächeln.

„Ich möchte wissen, wozu du das Geld verwendet hast Und woher du die Mittel nehmen willst, den Wechsel zu bezahlen!"

„Bist du Untersuchungsrichter?"

„Nein, aber ich bin deine Frau. und als solche habe ich wohl Anspruch darauf, die Wahrheit zu erfahren"

„Liebes Kind, ich habe dir schon einmal gesagt, daß du von geschäftlichen Dingen doch nichts verstehst —"

„Hast du das Geld etwa für deine Geschäfte mit Langeweg gebraucht? Was sind das für Geschäfte, die du mit ihm hast? Ich will es jetzt wissen!"

„Und ich werde es dir nicht sagen! Ich bin dir keine Rechenschaft über mein Tun und Lassen schuldig."

Hanns lächelte spöttisch. Was fiel Margret nur ein, einen solchen Ton anzuschlagen? Er sollte ihr lang und breit alles, was mit dem Wechsel zusammenhing, auseinandersetzen? Das wäre ja noch schöner! Da ließ er es noch lieber auf einen Auftritt ankommen

„Nicht?" wollte Margret leidenschaftlich auffahren, aber da hob er abwehrend die Hand.

„Liebes Kind," sagte er in jenem leichten, überlegenen Tone, den sie schon an ihm kannte, „es gibt gewiß unzählige Frauen, die deine Sorgen haben möchten und froh wären, an deiner Stelle zu sein. Was willst du denn eigentlich? Du hast einen prächtigen Jungen, ein gemütliches Zuhause, kannst tun und lassen, was du willst und leidest in keiner Weise Not. Was quälst du dich also um Dinge, die wirklich nicht so wichtig sind. Sei doch froh, daß ich dich mit den leidigen Geldsachen nicht behellige."

Seine spöttische Ruhe brachte Margret vollends außer sich.

„Was ich will?" rief sie. „Dich will ich, Hanns! Laß es wieder sein wie im ersten Jahre unserer Ehe, dann ist alles gut! Laß mich wieder teilhaben an dir. Laß uns alles wieder gemeinsam tragen —"

Ihre Augen hingen an seinem schönen, leichtsinnigen Gesicht, und nun brach sie plötzlich ab. Was redete sie denn? Sie sah und fühlte es ja nur zu deutlich: er nahm sie gar nicht ernst! Jedes ihrer aus bitterster Herzensnot geborenen Worte prallte an seinem Leichtsinn, an seiner Oberflächlichkeit ab. Es hatte alles, alles keinen Zweck! Jäh kam ihr diese Erkenntnis. Und da hatte Margret plötzlich wieder ein würgendes Gefühl in der Kehle, wie sie es in letzter Zeit häufig verspürte. Das Zimmer begann sich um sie zu drehen, graue Nebel wogten vor ihren Augen. Lautlos sank sie zusammen und streifte im Fallen mit der linken Stirnseite die Kante des Schreibtisches.

(Fortsetzung folgt.)

Panne im Harz

Von Wolfgang Federau

Wiegandt schaltete vom zweiten zum ersten Gang um und erzählte dann mit einem mitleidigen Grinsen eine Geschichte, die von einem Herrn handelte und von seinen vergeblichen Bemühungen, mit seiner Nuckelpinne einen Berg von sechzig Grad Steigung zu nehmen. Oder waren es gar siebzig?

Wiegandt war noch nicht bei der Pointe angelangt, als der Motor plötzlich pfff machte und dann nochmals: pfff .. „Nanu?" wollte Hennings sagen, aber er kam nicht dazu. Im selben Augenblick gab es im Innern des Wagens einen Knacks, dem ein plötzlicher Ruck folgte, und dann . . . ja, dann stand der Wagen, als wäre er nicht eben noch mit einer für diesen Weg ganz achtbaren Geschwindigkeit durch die Landschaft gebraust.

„Warum halten wir denn?" fragten die beiden Damen aus dem Hintergrund des Wagens.

„Och — nichts Besonderes," wehrte Wiegandt ab. „Vielleicht ein Kabel gerissen oder so. Inzwischen können sich die Damen ja mal die Aussicht hier besehen. Sie ist wirklich sehr schön. Achtermann, Wurmberg und Brocken im gleichen Blickfeld. Wir sind hier achthundertzehn Meter über dem Meeresspiegel, tja."

Die beiden Damen stiegen aus, setzten sich auf zwei Baumstümpfe und bewunderten die Aussicht. Inzwischen hatte Herr Wiegandt sich seines Rockes entledigt, die Aermel seines Oberhemdes abgeknöpft, die Kühlerhaube hochgeschlagen und war mit seinem ganzen Oberkörper in den Bauch des Motors hinabgetaucht. Als er nach einer geraumen Zeit wieder ans Licht des Tages emporkam, sah er schwarz aus.

„Schlimme Sache, was?" fragte Hennings und betrachtete ernst und sachverständig das Innere des Motors. Er hatte nicht viel Ahnung von der Mechanik einer solchen Maschine, aber das Gesicht des andern machte ihn besorgt.

„'ne Kleinigkeit. Bin bloß der Sache noch nicht ganz auf die Spur gekommen," erwiderte Wiegandt. Dicke Schweißperlen standen auf seiner Stirn. Während er sie mit einem riesigen Taschentuch abtupfte, murmelte er unverständliche Sätze, aus denen nur einzelne Worte wie „Vergaser", „Zündkerze", „Kabel", „Pumpe" und derlei emporragten.

Dann arbeitete er wieder mit Schraubenschlüsseln, Drähten, einem Stückchen Schlauch und einer Kneifzange am Wagen herum

„Wann fahren wir weiter?" wollten die Damen wissen, die es müde waren, noch länger auf den harten Baumstümpfen herumzusitzen.

„Es wird doch ein bißchen länger dauern," meinte Wiegandt. Viele Wagen mit fröhlich winkenden Insassen waren inzwischen vorbeigefahren, aber Wiegandts Stolz ließ es nicht zu, einen der Fahrer anzuhalten und seinen Rat oder seine Hilfe in Anspruch zu nehmen. „Am besten," fuhr er deshalb fort, „Sie gehen alle in die Försterei und trinken Kaffee — in einer kleinen halben Stunde hole ich Sie dann."

Nach der Försterei war es ein Weg von knapp zwanzig Minuten, und da die Sonne alle Kehlen ausgedörrt hatte, so nahm man den Vorschlag Wiegandts wohlwollend auf.

Die Kaffeetafel dauerte sehr lange. Es war schon weit nach fünf, als man plötzlich mit einiger Besorgnis feststellte, daß von Wiegandt und dem Wagen noch immer nichts zu sehen war. Man machte sich wieder auf den Weg und fand Wiegandt nebst Wagen auf der alten, nun schon sattsam bekannten Stelle.

Wiegandt sah sie nicht gleich — sein Kopf stak wieder unter der hochgeklappten Kühlerhaube. Für die im Augenblick einzig sichtbaren Hosen seines vor kurzem erst erworbenen hechtgrauen Sommeranzuges — feinste Maßarbeit! — hätte kein Trödler der Welt in ihrem jetzigen Zustand auch nur drei Mark gegeben.

Hennings war ein langmütiger Mensch. Aber jetzt begann er ungeduldig und also auch ungemütlich zu werden. Er stellte sich mitten auf die Fahrstraße, und den nächsten Wagen, der vorbeikam, brachte er durch lebhafte Freiübungen mit beiden Armen zum Stehen.

In diesem Wagen saß ein Herr gesetzten Alters, der etwas steif vom Führersitz herunterkletterte. Er besah sich Wiegandts Motor ließ sich Bericht erstatten, sagte Hm und guckte ins Gehäuse. Nahm auch das Benzinglas heraus, sagte nochmals Hm, ging zu seinem Vehikel und kam mit einem Fläschchen zurück. In dem Fläschchen war, wie Hennings mit einem raschen Blick feststellen konnte, Gummilösung. „Nebenluft", brummte der Herr, schmierte ein weniges von der Gummilösung auf den Dichtungsring des Bezinglases, montierte es wieder ein und meinte: „So — nun können Sie fahren."

Wiegandt sah ihn ungläubig an. „Unsinn," dachte er, kletterte aber doch in den Wagen und trat den Anlasser an. Der Motor muffelte noch ein wenig, und plötzlich setzte er sich in Bewegung, als wäre nie etwas geschehen. „Heißen Dank", brüllte Wiegandt, nachdem er sich von seiner grenzenlosen Ueberraschung erholt hatte. Aber da war der unbekannte Helfer schon über alle Berge.

Die Damen stiegen wieder ein. „Und jetzt?" fragte Frau Hennings. „Fahren wir jetzt nach Hause? Aus der schönen Tour, die wir planten, wird ja nun doch nichts mehr. Es ist schon sechs Uhr."

Nach Hause? Nein — da war Hennings dagegen. Jetzt, wo der Wagen wieder lief, war seine schlechte Stimmung von vorhin wie weggeblasen. „Es ist doch ohnehin ein angebrochener Nachmittag," meinte er. Und schlug vor, wenigstens noch rasch nach Schierke zu fahren, dort eine Kleinigkeit zu essen und dann mit einem kleinen Umweg nach Hause zu pendeln.

Die anderen waren einverstanden. Und nun, während das Schnurren des Motors den Frauen hinten alles unverständlich machte, was vorn gesprochen wurde, begann Hennings zu erzählen. „Ich habe mal in Schierke gewohnt," sagte er. „Vor sechs oder sieben Jahren. Mein Wirt, der hatte eine Tochter, ein reizendes Mädel, wirklich. Ich war damals noch Junggeselle, müssen Sie wissen. Und sie hat mich sehr, sehr gern gemocht So verliebt waren wir ineinander. Immer habe ich mir vorgenommen, sie einmal wiederzusehen — jetzt paßt das ja ausgezeichnet. Obgleich es für sie eine schlimme Enttäuschung sein wird, zu sehen, daß ich verheiratet bin. Ich glaube, ich war ihre erste große Liebe, und so etwas vergißt sich nicht."

Die ganze Fahrt über erzählte er von dieser Liebe und von dem Mädchen, von ihren gemeinsamen Spaziergängen und wo sie sich zum ersten Male geküßt hatten. Wiegandt hörte mit halbem Ohr zu — er dachte immer noch an das Benzinglas, an die Nebenluft und an die Gummilösung.

Endlich waren sie da.

Im ersten halbwegs geeigneten Augenblick verschwand Hennings und machte sich auf die Suche nach dem Mädchen. Er fand es am Küchenbüfett. Sie sah noch schöner aus und liebreizender, als er sie in Erinnerung hatte. „Fräulein Hilde," sagte er und sein Herz klopfte. „Ich habe mich ja so auf diesen Augenblick gefreut, so ich Sie, nach so langer Zeit, wiedersehen darf"

Das Mädchen, etwas verwirrt durch die vertrauliche Anrede, musterte ihn erstaunt. „Verzeihung," meinte sie, „ich . . ."

„Erkennen Sie mich nicht?" lachte Hennings und verzog

etwas das Gesicht, als schmecke er etwas Unangenehmes. „Habe ich mich so verändert? Hennings heiße ich — Bruno Hennings!“

Das Gesicht des Mädchens blieb gleichmäßig — kein Schatten der Erinnerung änderte den Ausdruck verlegenen Nichtwissens.

„Ich habe mal bei Ihnen gewohnt, hier, vor sechs, sieben Jahren“ erklärte Hennings. Und plötzlich überkam ihn eine leise Müdigkeit — man war doch schon ein bißchen lange unterwegs gewesen.

Das Mädchen lächelte. „Sehr nett, daß Sie uns wieder aufsuchen, nach so langer Zeit. Aber Sie müssen schon entschuldigen — wir haben Jahr für Jahr so viele Gäste — da kann man die Namen und die Gesichter nicht alle behalten.“

Sie wechselten dann noch ein paar gleichgültige Worte, bis Hennings sich etwas überstürzt verabschiedete. Er kehrte zu seinem Tisch zurück, bezahlte schnell und drängte zur Abfahrt. Er fror ein wenig — vielleicht weil Schierke so hoch lag und so eingebettet in den Schatten der Wälder.

„Alles in Ordnung?“ fragte Wiegandt ihn, da sie wieder im Wagen saßen.

„Danke,“ sagte Hennings. „Um die Wahrheit zu sagen — der Tag wäre netter gewesen ohne die . . . die Panne!“

Der Fuchs in der Falle

Von Heinz Oskar Wuttig

Hinter den endlosen Schneeflächen Alaskas ging die Sonne unter. Die Kette der Baird-Mountains glühte in ihren Spitzen, und die Osthänge lagen schon in violettem Schatten. Katterson, der gerissenste Pelzjäger des Yukon-Territory, hatte jedoch für die landschaftlichen Schönheiten keinen Sinn, sondern fluchte, daß die Spitzen seiner Schneeschuhe zitterten.

Zum dritten Male war die Fuchsfalle leer, und zum dritten Male klebten trotzdem Blutspuren und ein paar rötlich glänzende Haare am Eisen. Katterson schwor auf seine Fallen. Er spannte noch einmal die Stahlfeder und ließ sie krachend zuschnappen. Alles war in Ordnung. Katterson kratzte sich den Kopf — Alle acht anderen Fallen funktionierten. Es war doch merkwürdig, daß gerade diese hier, dem benachbarten Jagddistrikt von Mc. Kenzie am nächsten liegende, versagte. Katterson warf einen bösen Blick auf das Gebiet seines Nachbarn. Er traute dem Gauner Mc. Kenzie schon allerhand zu. Aber fremde Fallen ausrauben — bei den Jägern des Nordens die verabscheuungswürdigste Tat —, einer solchen Niedertracht wollte Katterson auch einen Gauner wie Mc. Kenzie nicht ohne Beweis verdächtigen. Leider war er die letzten drei Male immer nach Neuschnee gekommen. Da ließen sich natürlich keine Spuren verfolgen.

„Aber warte, Bursche,“ knurrte er, „wenn ich dich dabei erwische, ziehe ich dir das schmutzige Fell über die Ohren, daß du den Yukon für eine Whiskyflasche hältst.“

Dann nahm er einen frisch geschossenen jungen Schneehasen aus dem Beutel, setzte ihn kunstgerecht als Köder in die Falle, schulterte seine Flinte und fuhr weiter, um seine letzte Falle nachzusehen.

Als er herankam, zeigte ihm aus den Eisen ein großer, prachtvoller Fuchs böse die Zähne. Katterson wollte gleich kurzen Prozeß machen und ihm den Rest geben. Plötzlich hielt er ein. Ein guter Gedanke war ihm gekommen. Er fesselte und knebelte den gefangenen Fuchs, löste ihn dann aus den Zangen und steckte ihn in den Beutel . . .

Schnell ging er den Weg zurück zur ersten Falle. Der Fuchs wurde ausgepackt, mit beiden Hinterläufen sorgfältig zwischen die Eisen geklemmt, und dann nahm Katterson einen Farbstift aus der Tasche und zeichnete in das Ohr des Tieres ein kleines, verstecktes „K“ ein, befreite es von der Fesselung, beseitigte alle Spuren und fuhr nach Haus.

Es schneite die ganze Nacht. Am nächsten Nachmittag führte Kattersons erste Fahrt nach der Falle. Sie war leer. Ein befriedigtes Grinsen zog über sein Gesicht, dann schlug er den Weg zu Mc. Kenzies Hütte ein.

„Hallo, Mac, wie geht's?“ rief er im freundschaftlichsten Tone. „Ihr laßt Euch ja gar nicht mehr bei mir sehen. Was macht der Fang? Wie steht der Fuchs bei dir?“

„Danke all right. Kann nicht klagen. Komm, trink 'n Whisky mit!“

Mc. Kenzie war wohl erstaunt über den Besuch, aber sein schielendes Spitzbubengesicht brachte einen so unbefangenen Blick zustande, daß Katterson doch wieder zweifelte. Plötzlich aber fiel sein Auge auf einen frisch abgezogenen Fuchsbalg, der mit vielen anderen Fellen neben der Tür hing. Es war ein herrliches Stück.

„Ein herrlicher Bursche, Mac! Zeig doch mal her!“ Katterson fuhr mit der Hand über das lange, dichte Haar, nahm den Kopf, bog das Ohr etwas auf und entdeckte mit blauem Stift gezeichnet ein „K“.

Im Nu hatte er den Revolver zur Hand. „Du dreckiger Hund, du! Bist du mir endlich in die Falle gegangen! Weißt du auch, daß ich jetzt das Recht habe, dir eine Kugel durch dein ungewaschenes Fell zu schießen? Siehst du das ‚K‘ hier?“

Mc Kenzie verlor keinen Augenblick seine Fassung. „Katterson, du bist betrunken! Den Fuchs habe ich aus meiner Falle geholt, oben vom Pince-River. Und das ‚K‘ ist mein Zeichen, mein Name: Kenzie. Da, sieh dir alle Bälge an! In jedem Ohr hab ich ein ‚K‘. Seit Jahren mach' ich das schon, für den Händler.“

Katterson starrte auf die vielen „K“, die sich in den Fellen befanden, die Mc. Kenzie heranschleppte, steckte den Revolver in die Tasche und setzte sich völlig erledigt auf einen Stuhl.

„Komm, trink noch einen Whisky, Katterson!“ sagte Mc. Kenzie grinsend. „Sei froh, daß deine Kanone vorhin nicht losgegangen ist! Hätt'st schöne Scherereien gekriegt. Prost.“

Nach einer halben Stunde befand sich Katterson wieder auf dem Heimweg. Er befand sich in einer Verfassung, daß er jeden vorüberhoppelnden Schneehasen vor Wut hätte roh verschlingen können.

Ein Halunke, dieser Mc. Kenzie! — Katterson zweifelte keinen Augenblick, daß er trotz allem der Fallenmarder war. Der Gauner mußte das Zeichen im Ohr des Tieres entdeckt und die anderen Felle auch gezeichnet haben. Katterson wollte aus der Haut fahren, wenn er daran dachte, wieviele davon aus seinen Fallen stammen mochten.

In seiner Blockhütte angekommen, begann er zu grübeln, saß die ganze Nacht über wach und überlegte, bis er am Morgen einen Einfall hatte.

In der kanadischen Arktis gibt es ein kleines, der Moschusratte ähnliches Tier, das Munsketon. Dessen Drüse sondert einen Saft ab, der einen unerträglichen Gestank verbreitet, in der Wärme eines Raumes besondere Stärke erlangt und wochenlang durch kein Gegenmittel zu vertreiben ist. Ein solches Munsketon wollte Katterson fangen, den Drüsensaft auf einen gefangenen Fuchs spritzen, diesen in die Falle schmuggeln und dann dem verehrten Mc. Kenzie einen Besuch abstatten.

Früh verließ er seine Hütte, nahm ein engmaschiges Fangnetz mit und trieb sich den ganzen Tag über herum. Erst spät am Abend kam er zurück, rieb sich vergnügt die Hände und legte sich seelenruhig schlafen.

Als die Sonne aufging, war er schon auf den Beinen. Heute mußte es geklappt haben! Er riß die Tür auf, trat ins Freie . . . und es hatte geklappt!

Vor seiner Hütte lagen ungefähr zwanzig ausgesucht schöne Fuchsbälge, alle mit einem kleinen versteckten „K“ im Ohr, und der größte von ihnen trug einen angesteckten Zettel:

„Bin geschlagen und gestehe! Hier meine Schuld zurück. Ich komme am Abend zum Whisky zu dir. Denn bei mir stinkt es wie die Pest. Gruß dein Mac.“

Büchertisch

Gerhard Gesemann, „Die Flucht“. Roman. In Leinen gebunden 4.80 M. Verlag Albert Langen/Georg Müller, München, 1935.

In diesem Tagebuch-Roman erzählt ein Deutscher, der 1914 als Lehrer am Gymnasium in Belgrad vom Krieg überrascht wurde und nicht mehr in die Heimat zurückkehren konnte, die abenteuerliche Geschichte seiner Flucht mit dem serbischen Heer über die fast ungangbaren Gebirge Montenegros und Albaniens hinab zum Adriatischen Meer, wo er schließlich in Sicherheit gelangt und den Weg zur erhofften Rettung findet.

Dieser Rückzug des durch Hunger und Seuchen geschwächten serbischen Heeres wird nach der Eroberung Belgrads durch die deutschen Truppen zur Flucht eines ganzen Volkes, dessen Schicksal unrettbar besiegelt zu sein scheint. Als einer der serbischen Gefangenen muß dieser Deutsche Leid und Mühsal und alles Elend der Flüchtlinge auf sich nehmen; und dennoch bewahrt er sich inmitten des drohenden Untergangs sein wissendes Herz und seinen fühlenden Verstand und überwindet alle tödliche Verzweiflung angesichts der seltsamen Schönheit des fremden Landes und seiner Menschen, mit denen ihn das Schicksal des Krieges zusammenführt. Seine Fluchtkameraden sind Bauern und Hirten, Professoren und Studenten, Frauen und Kinder. Mit ihnen kampiert er in Ställen, Scheunen und auf freiem Felde, zuweilen wird er aber auch gastlich aufgenommen von edlen serbischen Familien und frommen Mohammedanern. Je weiter man sich, von zunehmender Spannung getrieben, in dieses Tagebuch hineinliest, um so deutlicher gewahrt man, daß sich diesem Manne auf seiner beschwerlichen Flucht das wahre Wesen jenes oft mißverstandenen Volkes erst in seiner ganzen Größe erschließt. Er geht in den Städten und Dörfern dieses umkämpften Landes seiner uralten, wechselvollen Geschichte nach, erfährt von den noch immer herrschenden patriarchalischen Sitten und Bräuchen und lernt die Sagen und Heldenlieder eines tapferen, ehrliebenden Volkes kennen, dessen stolzer Freiheitswille Achtung verdient und Bewunderung.

All das wird, nicht ohne grimmigen Humor, in jener natürlich beweglichen Sprache erzählt, die ein Zeichen höchster Bildung und stärksten Könnens ist.